

Die Philosophie und die Wissenschaften

*Wolfgang Spohn
Fachgruppe Philosophie
Universität Konstanz
D-78434 Konstanz*

Sehr geehrter Herr Dekan, verehrte Kolleginnen und Kollegen, liebe Studentinnen und Studenten, sehr geehrte Damen und Herren!

Für die freundlichen Einführungsworte bedanke ich mich herzlich. Im Dezember 1992 entdeckte ich in der ZEIT eine Ausschreibung eines Lehrstuhls für Philosophie an der Universität Konstanz. Die Kandidaten sollten in wenigstens zwei der folgenden fünf Schwerpunkte ausgewiesen sein: Sprachphilosophie, Philosophie des Geistes, Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie der Naturwissenschaften und Philosophie der Logik und Mathematik. Da dachte ich bei mir: eigentlich fühle ich mich für alle fünf Gebiete kompetent; da müssen die mich doch nehmen. Aber als Modallogiker wußte ich natürlich auch, daß nicht immer ist, was sein muß. Und so habe ich mich denn sehr gefreut, wie es am Ende doch noch geklappt hat. Die Anekdote erklärt jedenfalls, wieso ich mich hier ganz am richtigen Platz fühle. Und wenn Sie noch hinzunehmen, daß ich in den fünf Jahren in Bielefeld meine süddeutsche Identität entdeckt habe – was man ja immer erst dann tut, wenn man ihr entfremdet ist –, so werden Sie meine Lust verstehen, hierherzukommen und die Aufgaben, die mir hier gestellt werden und die ich mir stelle, tatkräftig anzupacken. Dafür, mir das ermöglicht zu haben, möchte ich mich an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich bei meinen Kollegen von der Fachgruppe und den übergeordneten Gremien bis hin zum Senat und dem Altrektor Herrn Prof. Rüthers bedanken.

Für das Thema meiner Antrittsvorlesung habe ich zwei Motive. Zum einen habe ich nachgerechnet, daß die Philosophie nun schon über 28 Jahre lang, seit meiner Schulzeit, meine leidenschaftliche Hauptbeschäftigung ist. Da ist es, schien mir, einmal an der Zeit, mir ganz subjektive Rechenschaft über die Sache, die mich umtreibt, und auch über meine Stellung im akademischen Spektrum zu geben.

Der andere Grund liegt in folgendem: Meine geistige Heimat liegt ja in dem von 1958 bis 1991 von Wolfgang Stegmüller geleiteten Seminar für Philosophie, Logik und Wissenschaftstheorie der Universität München, welches einer der ganz wenigen Orte war, an dem die Logik und Wissenschaftstheorie ein gesondertes Studienfach bildete. In dem dortigen Umfeld war man freilich dauernd der Geringschätzung ausgesetzt, “bloß” Wissenschaftstheoretiker zu sein – weswegen ich seinerzeit Wert darauf gelegt habe, die *Venia legendi* sowohl im Fach Philosophie wie im Fach Logik und Wissenschaftstheorie zu erwerben. Die Universität Konstanz hat da – was mich durchaus überrascht hat und vor allem hoch erfreut – eine ganz andere Einstellung; denn gemäß ihren Entwicklungsplänen ist die Wissenschaftstheorie der einzelnen Wissenschaften für die Konzeption der Fachgruppe Philosophie und ihrer Einbettung in die Universität ganz zentral. Diese Konzeption mache ich mir gerne zueigen; und auch von daher schien es mir genau der richtige Gegenstand für meine Antrittsvorlesung zu sein, ihnen zu erläutern, wie ich das Verhältnis zwischen der Philosophie und den Wissenschaften von meiner philosophischen Warte aus sehe.

Unter dem Wort “Philosophie” werden viele Tätigkeiten subsumiert, zu meist legitime, manche illegitime und viele, die mit akademischer Philosophie nicht viel zu tun haben. Mein eigenes Philosophieverständnis will ich im folgenden durch sechs Kernsätze charakterisieren. Es ist subjektiv, jedenfalls nicht allgemeinverbindlich. Es ist zumindest insofern einseitig, als es ganz auf dem Boden der systematischen und der analytischen Philosophie steht – woraus ich auch keinen Hehl mache; und ich nehme an, daß meine neuen Kollegen manches, aber vielleicht gar nicht so vieles, anders sagen würden. Im wesentlichen weiß ich mich jedenfalls einig mit den besten meiner Profession.

Erstens: Philosophie ist nicht Literatur. Nirgendwo ist es verboten, schön zu schreiben. Aber auch in der Philosophie ist der gute Stil nur angenehmes Beiwerk; er ist weder hinreichende noch notwendige Bedingung für sachlich gute Philosophie. Zuviel Stilbewußtsein ist in der Tat gefährlich. Diverse große Philosophen haben ihren eigenen Jargon entwickelt, in diesem Jahrhundert etwa Heidegger, Adorno oder Quine. Doch in Wahrheit ist der Jargon der Tod der Philosophie; er ist der mutwillige Rückzug aus dem so mühselig verbindlich zu machenden allgemeinen Diskurs in der Philosophie. Man kann freilich auch ein großer Stilist sein, ohne einem Jargon zu verfallen. Mein Lieblingsbeispiel ist David Lewis, einer

der drei Starphilosophen zu Princeton, den man in Deutschland leider kaum kennt; er ist wohl zu schwierig, zu akademisch.

Zweitens: Philosophie ist nicht Religion, Religionsersatz oder Weltanschauung. Philosophie steht zunächst immer auf der Seite der Kritik und der Aufklärung; wer die Philosophie zur Etablierung irgendwelcher vorgefaßter Meinungen instrumentalisiert, hat sich schon disqualifiziert. Im philosophischen Diskurs geht es um den offenen, vorbehaltlosen Austausch der Argumente für und wider bestimmte Positionen. Natürlich ist es legitim, sich für hinlänglich begründet erscheinende Positionen dann auch praktisch einzusetzen – etwa im Umgang mit unseren Ressourcen, hinsichtlich Fragen der Verteilungsgerechtigkeit, bezüglich des Tierschutzes, und so weiter. Es gibt auch eine philosophisch begründete Praxis, welche womöglich wichtiger ist als die Philosophie selbst. Aber sie ist schon nicht mehr Philosophie.

Philosophie liefert, *drittens* und etwas allgemeiner gesagt, keine Lebenshilfe. Ich sage gelegentlich, daß die Philosophie von der Pubertät herrührt; diejenigen jungen Menschen, die ihre pubertären Probleme grundsätzlicher nehmen, fangen dann an, Philosophie zu studieren. Das ist nicht spöttisch gemeint; es war ja bei mir selber so. Aber es drückt eine Distanz aus. Diese Motivation wird in der Philosophie notwendigerweise enttäuscht; und wer es nicht schafft, eine stetigere intellektuelle Motivation aufzubauen, den wird es nicht in der Philosophie halten.

Vom selben Kaliber ist die vornehmer gewandete, öfter gehörte Erwartung, Philosophie solle so etwas wie Orientierungswissen liefern. Diese Erwartung kommt nicht nur aus der Öffentlichkeit, sondern ganz massiv aus den Einzelwissenschaften selbst; drum gibt es zur Zeit einen regelrechten Boom für Ethik in Wissenschaften. Das freut mich für meine Kollegen von der praktischen Philosophie; aber ich ahne schon das böse Ende. Der Boom wird, fürchte ich, in Enttäuschung münden, und man wird der Philosophie die Schuld geben und nicht der überzogenen Erwartung.

Worin erblicke ich denn die überzogene Erwartung? Darin, daß die Philosophie irgendwelche praktischen Probleme lösen könne. Das kann sie nicht. Sie kann Ihnen, sogar partiell einmütig, viel über praktische Rationalität erzählen. Sie kann Ihnen, mit wenig Einmütigkeit, verschiedene moralische Positionen auffächern. Sie kann Ihnen vielleicht helfen, Ihr praktisches Problem argumentativ in der Breite und in der Tiefe aufzugliedern und mit besagtem grundsätzlichen Gedankengut in Verbindung zu bringen. Und das ist alles erhellend. Aber der hauptsächliche Effekt all dessen wird normalerweise sein, daß Sie viel verwirrter dastehen als zuvor.

Handeln müssen Sie am Ende selber, die dafür nötige abschließende Abwägung aller Gründe und Gegengründe müssen Sie selber vornehmen, und dafür kann Ihnen der Philosoph die Verantwortung nicht abnehmen.

Viertens, und das ist fast das wichtigste, was ich Ihnen zu sagen habe: die Philosophie hat Standards. Ich räume ja ein, daß dies in der Vergangenheit kaum zu erkennen war und auch heute noch oft schwer zu sehen ist; es scheint eher, als qualifiziere lediglich Interesse und Neigung zur Teilnahme am Diskurs. Doch ärgert mich mittlerweile wenig mehr als die Unprofessionalität, die man sich anderswo nie gestatten würde, die man sich in der Philosophie aber erlauben zu können meint und die die Maßstäbe ruiniert. Denn glauben Sie mir: die Philosophie hat Standards, und in diesem Jahrhundert nach großen Mühen strengere als je zuvor.

Zum Beispiel gibt es auch in der Philosophie in einem gewissen Umfang so etwas wie “normal science”; was sollen sie, neben Philosophie vermitteln, auch machen, die, ganz grob geschätzt, etwa 20.000 akademischen Philosophen auf der Welt! Diese “normal science” findet sich insbesondere in der philosophiehistorischen Forschung, aber auch in der systematischen Philosophie. Da gibt es viele Fragen, für die die Philosophen traditionell die beste Kompetenz mit sich bringen, um die sich sonst niemand bemüht und die mindestens so wichtig sind wie vieles andere unwichtige Zeug, für das man auch Geld hat. Ich denke da etwa an die altehrwürdige Wahrheitsparadoxie des Eubulides – Sie wissen schon, diese blödsinnige Äußerung “der Satz, den ich gerade, im Moment, äußere, ist falsch”, an der sich der Verstand verknotet –, zu der es erst seit 22 Jahren, und nicht länger, ein kleines, aber intensives konstruktives Forschungsfeld gibt. Oder wenn Wolfgang Stegmüller in München zusammen mit Joseph Sneed einen neuen theoretischen Rahmen zur Formulierung wissenschaftlicher Theorien konstruiert, so ist es ein Stückchen vllleicht wenig aufregender “normal science”, nun tatsächlich verschiedene Theorien in diesem Rahmen zu reformulieren. Und so weiter.

Zu den Standards gehört, daß es zu jeder philosophischen Frage mittlerweile eine Menge an schriftlicher Gelehrsamkeit gibt. Die ist oft diffus und unübersichtlich, auch repetitiv oder sonstwie nicht so erheblich; man kann sie nicht vollständig kennen, und muß es auch nicht. Aber man darf auch nicht naiv oder souverän tun und an ihr vorbeigehen. Wer sich nicht um partielle Einordnung seiner Gedanken in das existierende Spektrum der Gelehrsamkeit bemüht, schließt sich vom philosophischen Diskurs aus.

Vor allem aber gibt es so etwas wie methodische Standards. Diese merkwürdige Arbeit, die die Philosophen an ihren Problemen vollziehen und die sich am

ehesten als Begriffsarbeit beschreiben läßt, ist auch eine Art Handwerk mit spezifischen Fähigkeiten und Werkzeugen, die man sich aneignen kann und muß. Dazu gehört natürlich die moderne Logik. Dazu gehört ein gutes Gespür – welches trainierbar ist – für die vielen versteckten Mehrdeutigkeiten in unserer Sprache und generell eine große Sensibilität für Bedeutungsfragen. Dazu gehört einfach eine Menge Begriffswissen; wenn ich etwa von Abhängigkeit oder von Unabhängigkeit rede – ein beliebter und wichtiger philosophischer Begriff –, welchen der zehn oder zwölf wohlunterschiedenen Unabhängigkeitsbegriffe meine ich dann? Dieses Begriffswissen ist nicht pur zu haben; es ergibt sich nur aus einer Menge theoretischen Wissens. Es gibt ja, um beim Beispiel zu bleiben, nicht einfach zehn oder zwölf Unabhängigkeitsbegriffe; jeder erschließt sich erst über eine ganze Theorie; und die muß man kennen. Dieses Rüstzeug der Begriffsarbeit ist ein spezifisches, für welches eine spezielle Ausbildung nötig ist; man erwirbt es nicht einfach dadurch, daß man studiert und niederere oder höhere akademische Weihen erlangt. Für gute Philosophie ist es aber unerläßlich.

In dem Maße, in dem solche Standards existieren, ist die Philosophie ein lernbares, intersubjektiv kontrollierbares und verbindliches Geschäft. Aber das heißt nicht, daß die Philosophie von vornherein verständlich zu sein hätte – ein leider weitverbreitetes Vorurteil; von anderen Wissenschaften wird das ja auch nicht erwartet. Die Philosophie hat auch ihre Fachsprache und ihre Voraussetzungen, die natürlich die Ebene selbst des umfassend gebildeten Laien überschreiten. Was man von der Philosophie wie von den anderen Wissenschaften erwarten kann, ist, daß sie sich in den Diskurs mit den Laien begibt und dann von ihrer Fachsprache und ihren Voraussetzungen absieht – wie auch ich es in diesem Vortrag zumindest versuche. Doch darf man diesen Diskurs nicht mit dem philosophischen Diskurs verwechseln.

Ich habe aber immer noch keine positive Bestimmung von Philosophie gegeben; worum geht es bei ihr? Nun, Philosophie ist, *fünftens*, vor allem systematische Philosophie. Das sieht man am leichtesten daran, daß man die Venia legendi eines Habilitanden etwa auf Geschichte der Philosophie oder womöglich auf praktische Philosophie, aber niemals auf systematische Philosophie einschränken kann; das wäre keine Einschränkung. Genauer gesagt, heißt das, daß die Philosophie über die Fragen bestimmt ist, die sie behandelt. Das ist nicht so überraschend; jede andere wissenschaftliche Disziplin ist in ebengleicher Weise bestimmt. Welches sind denn die philosophischen Fragen? Nun, Sie kennen sie. Da ist die ontologische Grundfrage: Was gibt es? Da ist die erkenntnistheoretische

Grundfrage: Wie erkennen wir, was es gibt? Oder auch: Was soll ich glauben? Da ist die normative Grundfrage: Was soll ich tun? Und so ließe sich fortfahren mit vielen spezielleren und ebenso allgemeinen philosophischen Fragen.

Die Philosophiegeschichte ist hierfür auf zweierlei Weise bedeutsam. Zum einen ist schwer allgemein zu sagen, was eine Frage zu einer philosophischen macht; das läßt sich leichter durch Verweis auf die Geschichte erklären – indem man sagt, die philosophischen Fragen seien diejenigen, die traditionell in den Schriften bearbeitet werden, deren Autoren als Philosophen gelten. Diese Vorbilder grenzen die Philosophie ein. Auf andere Weise sind die Vorbilder aber noch wichtiger. Die drei philosophischen Fragen, die ich genannt habe, sind ja höchst merkwürdige Fragen; man hat vorderhand keinen Schimmer, wie man auf sie reagieren soll. Mit gewissem Recht könnte man sagen, daß man eine Frage nur insoweit verstanden hat, als man weiß, worin eine Antwort überhaupt bestehen könnte; man muß die Antwort noch gar nicht als richtig oder falsch beurteilen können. In diesem Sinne sind die genannten und philosophische Fragen im allgemeinen vorderhand unverständlich. Hier haben nun die historischen Vorbilder eine wesentliche Funktion; man kann an ihnen studieren, was mögliche Antworten auf philosophische Fragen sind, und sich so die Fragen überhaupt erst begreiflich machen.

Wie wichtig man ansonsten die Philosophiegeschichte nehmen soll, darüber kann man sich streiten. Ich persönlich bin da eher an der Gegenwart orientiert. Ich halte eben so spätgeborene Durchschnittsgeister wie mich für klüger als die exzellentesten Geister vergangener Jahrhunderte – gerade dank dieser Geister –, und daher scheint es mir am fruchtbarsten zu sein, wenn ich meine Kräfte vor allem darauf verwende, mich sowohl hinsichtlich der philosophischen Forschung wie im Hinblick auf die diversen einzelwissenschaftlichen Verbindungen in einen möglichst aktuellen Kontext zu stellen.

Mit den philosophischen Fragen hat es nun eine höchst merkwürdige Bewandtnis. Viele sagen – weil sie resigniert sind oder um zu spotten –, daß die Philosophie seit 2000 Jahren fruchtlos auf der Stelle trete. Das Gegenteil ist wahr. Gewiß, die diversen philosophischen Moden kehren immer wieder; so breit kann das Spektrum möglicher Antworten gar nicht sein, als daß es im Prinzip nicht schon längst durchmessen wäre. Aber im Detail ausgelotet ist das Spektrum mitnichten; es ist unauslotbar. Und natürlich wiederholen sich die Positionen nicht einfach; der Fortschritt liegt in dem immensen Zugewinn an Klarheit, Differenzierung und Argumentation, der mit jeder Runde erkämpft ist.

Der Fortschritt zeigt sich noch auf andere Weise. Es ist ein Gemeinplatz, daß viele Wissenschaften durch Ausdifferenzierung aus der Philosophie entstanden sind. Doch denkt man dabei zumeist an alte Zeiten, vor allem an das 16. bis 18. Jahrhundert. Was kaum wahrgenommen wird, ist, daß dies ein Prozeß ist, der sich unvermindert bis in die Gegenwart fortgesetzt hat und weiter fortsetzen wird; ich werde noch Beispiele nennen. Der Fortschritt besteht also genau darin, daß eine Frage, die bisher nur in philosophischer Manier gewälzt werden konnte, mit der Zeit immer weiter konkretisiert und differenziert, mit immer mehr theoretischen Gedankengut angereichert und immer stärker empirischen Methoden und Untersuchungen zugänglich gemacht wird, bis sich der gesamte Komplex verselbständigt; die Details fordern den ganzen Wissenschaftler und sind philosophisch nicht mehr so bedeutsam. Als Fortschritt in der Philosophie ist das dann nicht zu erkennen; aber es ist zweifelsohne ein Fortschritt, der der Philosophie zu danken ist.

Das Sonderbare daran ist: in diesem Prozeß verschwindet die philosophische Frage nicht; sie ist nicht wie die Keimzelle, die mit der Zellteilung zu existieren aufhört. Vielmehr ist sie auch nach der Ausdifferenzierung nicht eigentlich gelöst; sie fährt fort, die Geister umzutreiben, und trägt womöglich das Potential zu weiterer Ausdifferenzierung in sich. Diese magische Kraft philosophischer Fragen ist es, derentwegen ich nichts spannender finden kann als die Philosophie.

Eine philosophische Frage ist also wie ein chinesisches Rad, jener Feuerwerkskörper, der sich um seine Achse drehend immer höher schraubt und dabei eine Kaskade von Funken und Sternen nach außen schleudert; der Unterschied ist nur, daß das chinesische Rad bald ausgebrannt ist, die philosophische Frage aber nie. Oder um es etwas weniger feurig zu sagen: Die Philosophie ist, *sechstens*, Mutter vieler Wissenschaften, auch und gerade in diesem Jahrhundert, und sie ist Schwester der meisten Wissenschaften geblieben.

In der Tat scheint mir unzulänglich bekannt zu sein, wieviel die Philosophie auch und gerade heute mit den Einzelwissenschaften zu tun hat, mit den akademischen Schwestern, mit denen sie am engsten verbunden ist und die noch am ehesten ihre Aktivitäten und Resultate würdigen könnten. Dafür will ich Ihnen im folgenden etwas den Blick schärfen, indem ich Ihnen ein Potpourri sieben nur kurz ausgeführter, aber ganz aktueller Beispiele darbiere, in denen die so enge Verbindung zwischen Philosophie und Wissenschaft deutlich wird.

Im *ersten* Beispiel begeben mich, was meine eigene Kompetenz betrifft, am meisten aufs Glatteis; es handelt von der Quantenmechanik. In Bezug auf die unüberwindlich scheinende Skepsis David Humes sprach Kant vor gut 200 Jahren vom Skandal der Philosophie. Wenn es in diesem Jahrhundert einen Skandal der Philosophie gibt, dann scheint es mir die sogenannte Kopenhagener Deutung des Welle-Teilchen-Dualismus und des Meßprozesses in der Quantenmechanik zu sein, wonach Zustände quantenphysikalischer Gegenstände nur als beobachtete überhaupt bestehen. Da feiert in gewisser Weise Berkeleys befremdliches “esse est percipi” Urständ – mit dem Unterschied, daß Berkeley noch den lieben Gott bemühen konnte, alle Gegenstände immer anzuschauen und ihnen auf diese Weise eine normale Existenz zu verschaffen, während sich den heutigen Physikern solche Zuflucht verbietet.

Eine bessere Alternative kann ich Ihnen natürlich nicht präsentieren. Aber daß man sich mit der Kopenhagener Deutung nicht einfach zufrieden geben kann, scheint mir aus heutiger Sicht offensichtlich. Vor 70 Jahren, als diese Deutung entstand, empfand man das freilich nicht so, weil sie bestens in den damaligen philosophischen und wissenschaftlichen Zeitgeist paßte, der eindeutig positivistisch dominiert war. So hat sich diese Deutung festgesetzt, und sie scheint mangels klarer Alternativen bis heute in den Physik-Hörsälen gelehrt zu werden.

Seit etwa 20 Jahren ist aber viel Bewegung in die Szene gekommen; als Herausgeber der philosophischen Zeitschrift *Erkenntnis* beobachte ich, daß kaum ein Thema so heftig diskutiert wird wie die Interpretation der Quantenmechanik, und zwar sowohl von Philosophen wie von grundlagenorientierten Physikern. Allgemein akzeptierte Ergebnisse sind dabei bisher nicht herausgekommen, aber immerhin ein ganze Reihe alternativer Interpretationsmöglichkeiten; die Sache ist wieder ungeheuer spannend geworden.

Wie kam es zu diesem Umschwung? Ein unabhängiger Geist, der schon früh, d.h. um 1950 herum, zur herrschenden Kopenhagener Deutung quer gedacht hat, war der Physiker David Bohm; es lag wohl auch an seinem individuellen Lebenslauf, daß er kaum gehört wurde. Seit 1964 war es dann der Physiker John S. Bell, der seinen Kollegen unermüdlich und offenbar mit großer persönlicher Ausstrahlung die Notwendigkeit wie auch die Möglichkeit einer realistischen Interpretation der Quantenmechanik vor Augen führte. Bell wurde allmählich, nach 10, 15 Jahren, gehört; und so ist das Thema wieder auf der Tagesordnung.

Doch wieso wurde Bell gehört und Bohm nicht? Es scheint mir offenkundig, daß ein entscheidender Hintergrundfaktor darin liegt, daß sich der philosophische

Wind zwischen 1950 und 1975 völlig gedreht hat. Auch 1950 war die Wissenschaftsphilosophie noch positivistisch-empiristisch beherrscht. Das bröckelte in den 50er Jahren; Noam Chomskys Programm einer mentalistischen Linguistik, welches er 1955 in seiner Dissertation entwickelte, und seine Behaviorismus-Kritik waren wichtige Marksteine. Die Lage kippte endgültig Ende der 60er Jahre unter den wuchtigen Hieben von Saul Kripke und Hilary Putnam, die freilich am ehesten der Sprachphilosophie zuzurechnen sind. Seitdem hat der realistische Common Sense, in der Philosophie und anderswo, wieder Oberwasser, und so bereitete er den Boden auch für den Wandel der Diskussionslage in der Quantenmechanik. Dieses Beispiel zeigt, denke ich, daß die Physik, oder jedenfalls grundlegende Ecken davon, selbst heute noch ziemlich direkt und auf nicht unwesentliche Weise mit der Philosophie, und zwar mit Ecken der Philosophie, die nicht speziell mit der Physik befaßt sind, zusammenhängt.

In meinem *zweiten* Beispiel geht es um ein ebenso altes wie quälendes Problem der Statistik: um den Zusammenhang zwischen Korrelation und Kausalität. Das Problem ist, daß die Statistiker genau wissen, was Korrelationen sind, sich aber eigentlich nicht für sie interessieren, während sie sich eigentlich für Kausalverhältnisse interessieren, aber nicht genau wissen, was diese sind. Es gibt ein weitverbreitetes Gefühl, daß beides eng zusammenhänge, aber eine noch weiter verbreitete Unfähigkeit, diesen Zusammenhang auszubuchstabieren; und so zieht man sich, nolens volens, offiziell auf die multivariate Analyse und andere Instrumentarien der Korrelationsrechnung zurück und warnt die Studenten immer nur davor, aus den Korrelationen, die sie finden, kausale Rückschlüsse zu ziehen.

Diese Lage ist ziemlich unbefriedigend, zumal es klarerweise nicht empirische Lücken und Schwierigkeiten, sondern schlichtweg begriffliche Unsicherheiten sind, die hier den Fortschritt hemmen. Nun ist der Kausalitätsbegriff für die meisten Wissenschaften problematisch, und so haben die meisten Wissenschaften höchst bemerkenswerte Anstrengungen unternommen, ihn für sich in den Griff zu kriegen. Doch sollte auch klar sein, daß er einer der philosophischen Kernbegriffe ist und daß daher die Philosophen von jeher vergleichsweise am gründlichsten über ihn nachgedacht haben. Wie immer sind sie sich nicht einig, aber ihre Gedanken sind auch nicht nur philosophisch so abgehoben, daß die Einzelwissenschaften damit nichts anzufangen wüßten. Im Gegenteil, gerade was den Zusammenhang zwischen Wahrscheinlichkeit und Kausalität und die eventuelle Definierbarkeit von Kausalität durch wahrscheinlichkeitstheoretische Begriffe betrifft, gibt es in der Philosophie eine sehr umfangliche und detaillierte Diskussion, die in diesem

Jahrhundert vor allem durch drei Personen angestoßen worden ist, durch die Philosophen Hans Reichenbach und Patrick Suppes und durch den Statistiker I.J. Good. Manche von Ihnen werden übrigens Patrick Suppes viel eher als Pädagogen und Psychologen kennen.

Hans Reichenbach hat insbesondere sein berühmtes Prinzip der gemeinsamen Ursache formuliert, welches besagt, daß eine Korrelation zwischen zwei Variablen immer eine von zwei Erklärungen habe: entweder ist die eine Variable für die andere kausal relevant, oder es gibt eine gemeinsame Ursache, d.h. eine dritte Variable, die für die beiden ersten kausal relevant ist. Da haben wir also einen Zusammenhang, wie ihn die Statistiker so dringend suchen. Ich habe mich anheischig gemacht, Reichenbachs Prinzip der gemeinsamen Ursache auf der Grundlage einer philosophisch fundierten Explikation von Kausalität mathematisch zu beweisen; und die Arbeitsgruppe um Clark Glymour, einen Wissenschaftsphilosophen in Pittsburgh, hat ausgeführt, wie sich dieses Prinzip für die statistische Methodologie konkret relevant machen läßt. Wie groß der Gewinn ist, den die Statistik aus alledem ziehen könnte, vermag ich nicht wirklich zu beurteilen. Aber es scheint mir wiederum klar zu sein, daß es sich hier um einen weiteren engen thematischen Zusammenhang zwischen der Philosophie und einer Einzelwissenschaft, diesmal der Statistik, handelt, der nach wie vor hochaktuell ist und zur Kooperation geradezu einlädt.

Drei weitere Felder enger aktueller philosophisch-einzelwissenschaftlicher Kooperation möchte ich kurz erwähnen. Da ist, *drittens*, die sogenannte "social choice theory", gräßlich eingedeutscht als Sozialwahltheorie. Am meisten haben dafür die Ökonomen geleistet, nicht zuletzt, weil sie keine Scheu vor der Mathematik haben: Die moralphilosophischen Ursprünge der Ökonomie, etwa bei Adam Smith, sind wohlbekannt; die Emanzipation zog sich lange hin. Spät, vielleicht erst durch Lionel Robbins 1935, wurde auch die sogenannte Wohlfahrtsökonomie zur ökonomischen, von der Philosophie abgetrennten Teildisziplin. 1944 trat dann die von dem mathematischen Universalgenie John von Neumann und dem Ökonomen Oskar Morgenstern erfundene Spieltheorie hinzu, die sich nicht zuletzt dank unseres Nobelpreisträgers Reinhard Selten zur hauptsächlichen Grundlagentheorie der Wirtschaftswissenschaften entwickelt hat. Die Sozialwahltheorie im engeren Sinne wurde schließlich um 1950 vor allem vom Nobelpreisträger Kenneth Arrow aus der Taufe gehoben.

Die entscheidenden Anstöße kamen also von ökonomischer Seite. Die Politologen haben jedoch bald gemerkt, daß da ein theoretisches Gedankengut von viel

allgemeinerer Brisanz entwickelt worden war, welches sich für Fragen der Demokratietheorie, der Verteilungspolitik, der Bereitstellung öffentlicher Güter und vielem mehr fruchtbar machen läßt. Vielleicht noch schneller haben die Philosophen gemerkt, daß die Ökonomen da eigentlich nach wie vor Ethik betreiben. Theorien der praktischen Rationalität wie die Entscheidungs- und die Spieltheorie sind notwendige Prolegomena einer jeden Moralphilosophie, da sich, wie ich glaube, keine Moralthorie einen Widerspruch zur Rationalitätstheorie erlauben kann. Und in der Wohlfahrtsökonomie und der Sozialwahltheorie geht es im Grunde genommen darum, das ethische Programm des Utilitarismus mit seinem durchaus vagen obersten Prinzip von der Maximierung des gesellschaftlichen Gesamtnutzens auszuformulieren. So ist heute ein reiches und hochinteressantes interdisziplinäres Forschungsfeld entstanden, in dem alle drei genannten Parteien in entschieden gleichgewichtigerem Maße als in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts engagiert sind und für welches Personen wie Amartya Sen oder Jon Elster paradigmatisch sind, die in allen drei Fakultäten gleich gut aufgehoben wären.

Mein *viertes* Beispiel ist die Wissenschaftsforschung, welche mir durch meine fünfjährige Zugehörigkeit zum Institut für Wissenschafts- und Technikforschung der Universität Bielefeld vertraut geworden ist. An deren Entstehung war die Philosophie von Anfang an wesentlich beteiligt. Etwa ab den 30er Jahren hat sich in der Philosophie die Wissenschaftstheorie als Teildisziplin herausgebildet, unter dem namhaften Einfluß von Karl Popper und den stark wissenschaftsorientierten erkenntnistheoretischen Schriften des Wiener und des Berliner Kreises. Zwar war klar, daß die Wissenschaftstheorie keine empirische Disziplin war, doch wurde ihr wissenschaftshistorisches Defizit schlagartig und schmerzhaft mit Thomas Kuhns "Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen" deutlich. An der Verschiedenheit der Anliegen von Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte hat sich dadurch nichts geändert; sein Anliegen ohne Ansehung der anderen Seite zu verfolgen, war nach Kuhn jedoch unmöglich.

Der dritte Strang kommt aus der Soziologie. Aufbauend auf der Wissenssoziologie Karl Mannheims und der funktionalistischen Wissenschaftssoziologie Robert K. Mertons hat sich dort ein Teilgebiet der Soziologie herausgebildet, das in der Wissenschaftsgeschichte wichtige Fallstudien und in der Wissenschaftstheorie wichtiges Theoriegut entdeckte und so beides für sich nutzbar machte. Und so hat sich schließlich gegen Ende der 70er Jahre, nicht früher, ein weiteres interdisziplinäres Forschungsfeld geformt, eben die Wissenschaftsforschung. Die soziologische Seite hat, wie mir scheint, darin mittlerweile klar die Führung über-

nommen, vielleicht einfach deswegen, weil sie der am empirischsten orientierte der drei Partner ist und weil man sich mit der Empirie am leichtesten viel Arbeit machen kann; jedenfalls war das meine Bielefelder Erfahrung.

Mein *fünftes* Beispiel ist die sogenannte “cognitive science”, zu deutsch Kognitionswissenschaften, die derzeit sicherlich das heißeste und aktivste derartige Forschungsfeld bildet. Dabei handelt es sich um einen interdisziplinären Verbund aus zumindest fünf Disziplinen: der Biologie und Neurologie, die in unendlicher Kleinarbeit die im Gehirn ablaufenden physiologischen Prozesse immer weiter aufklären; der Psychologie, die über ein äußerst reichhaltiges empirisches und auch theoretisches Material über psychophysische Zusammenhänge, über unsere Empfindungen und Wahrnehmungen, über unser Denken und Erinnern und vielem mehr verfügt; der Linguistik, die im Verbund dringend benötigt wird, weil unsere kognitiven Prozesse in einem entscheidenden Maße sprachlicher Natur sind; der Künstlichen Intelligenz, die eigentlich keine empirische Disziplin ist, die aber vielfältige Modelle dafür liefert und effektiv ausprobiert, wie ein Mechanismus solche kognitiven Leistungen, wie sie uns ganz selbstverständlich sind, vollbringen kann; und der Philosophie, die sich länger als alle anderen, nämlich seit über 350 Jahren, d.h. seit Descartes, unter der Überschrift “Leib-Seele-Problem” mit dem so überaus heiklen Zusammenhang zwischen Mentalem und Physischem quält.

Wohl gibt es bei allen fünf Parteien ein starkes Bewußtsein eines gemeinsamen Projektes; drum finden sie sich ja unter einem Namen zusammen. Doch habe ich noch nicht den Eindruck, daß es im Verbund besonders harmonisch zugeht; zu divers und unintegriert sind derzeit die Herangehensweisen. Aus diesem Grund wird auch die Philosophie noch lange im Verbund benötigt werden. Sie leistet zwar keinen eigenen empirischen Beitrag; auch ihre theoretischen Beiträge sind nicht von der Art, daß sie der empirischen Forschung konkrete Wege wiesen; und so erscheint sie gelegentlich unnütz. Aber die für das Forschungsfeld konstitutive Integrationsleistung ist, denke ich, nach wie vor am ehesten von der Philosophie des Geistes zu erwarten; die anderen Partner sollten ihre diesbezüglichen Fähigkeiten nicht zu hoch einschätzen.

Hatte ich bisher eher aktuelle Kooperationen besprochen, in denen die Philosophie steht, so möchte ich zuletzt noch die zwei jüngsten Kinder der Philosophie vorstellen. Das eine hatte ich gerade erwähnt; es ist die Künstliche Intelligenz. Man muß hier etwas differenzieren. Die KI besteht zumindest aus vier Teilgebieten: der Bildverarbeitung, der Robotik, der maschinellen Sprachverarbeitung und all dem, was ich unter der Bezeichnung “Künstliches Denken” subsumieren möchte. Das

Künstliche Wahrnehmen und Bewegen, hat sich, so weit ich weiß, ohne großen Einfluß der Philosophie entwickelt. Aber das Künstliche Denken und Sprechen darf man getrost als Kind der Philosophie bezeichnen. Das läßt sich in der Geschichte der Ideen wie der maßgeblichen Personen sehr gut belegen; doch will ich Ihnen nur zwei episodische Eindrücke nennen:

Ich entsinne mich genau, wie ich 1983 die IJCAI, die International Joint Conference on Artificial Intelligence in Karlsruhe besuchen wollte, dann verhindert war und stattdessen die 800 Seiten Kongreßakten studierte. Da staunte ich nicht schlecht! Den Texten und Bibliographien war anzusehen, daß mindestens zwei Drittel aller Beiträge hauptsächlich oder ausschließlich auf logisch-philosophischem Gedankengut fußten, welches aus der mathematischen Logik und vor allem aus dem reichen Sammelsurium der sogenannten Philosophischen Logiken stammte. 1988, auf der Jahrestagung der American Association for Artificial Intelligence, auf der ich meinen eigenen Beitrag zum Künstlichen Denken vorstellte, war die Abnabelung von der Philosophie im wesentlichen schon vollzogen; da schätzte ich den philosophischen Anteil auf nur noch ein Fünftel oder weniger. So schnell geht das heute mit der Geburt wissenschaftlicher Disziplinen. Die Absonderung ist aber auch kein Wunder; in diesem Bereich gibt es so viel Geld, wie es der Philosophie nicht bekäme, so viel Leute, die es sich verdienen wollen, so viel konkrete Detailarbeit, wie sie der Philosoph nicht mehr interessant finden kann, und teilweise so andere Qualitätsmaßstäbe, die in der Sache begründet, aber eben unphilosophisch sind. Ich hoffe nur, daß diese Teile der KI nicht gar zu rasch ihre Herkunft vergessen.

So viel zu meinem *sechsten* Beispiel. Mein *siebtes* und letztes Beispiel ist das jüngste Kind der Philosophie; es hängt noch sehr an der Mutterbrust. Ich spreche von der linguistischen Semantik. Von Wilhelm von Humboldt bis zur Ausdifferenzierung der allgemeinen Sprachwissenschaft mit ihren fünf heutigen Kerndisziplinen Phonetik, Phonologie, Morphologie, Grammatik oder Syntax und Semantik war es ein langer Weg. Für die ersten vier Teildisziplinen ist der Weg in die Selbständigkeit schon länger abgeschlossen, dank den epochalen Leistungen von Ferdinand de Saussure, Roman Jakobson, Noam Chomsky und anderen. Hingegen war die Semantik oder Bedeutungslehre immer eine dermaßen wattige Angelegenheit, daß man gar nicht wußte, wie man daraus eine Wissenschaft machen soll. Entscheidend geändert hat sich das erst mit der modernen Logik und Sprachphilosophie, für die beide Gottlob Frege Ende des letzten Jahrhunderts die entscheidenden Anstöße gegeben hat. Aus diesen philosophischen Gebieten

schöpft die Bedeutungslehre praktisch alle ihre theoretischen Vorstellungen, und das erstreckt sich auch heute noch auf die linguistische Semantik, die sich erst etwa in den letzten 15 Jahren mit eigenen Zeitschriften zu etablieren beginnt. Mittlerweile gibt es speziell dafür einige Lehrstühle in den Vereinigten Staaten, aber meines Wissens noch keinen in der Bundesrepublik. Wie wichtig sie gleichwohl ist, brauche ich, glaube ich, gegenüber meinen neuen sprachwissenschaftlichen Kollegen nicht zu betonen.

So weit meine Beispiele, die zeigen sollten, wie durchweg eng der Zusammenhang zwischen der Philosophie und den diversen Einzelwissenschaften ist. Die Liste ließe sich leicht verlängern; der Zusammenhang ist heute wirklich enger und reicher als je zuvor. *Aber* – und auf dieses große *Aber* will ich den Rest meines Vortrags verwenden – gleichwohl ist nicht alles so eitel Kooperativität, wie es die vielen Beispiele nahelegen mögen. Im Gegenteil, ich spüre oft viel stärker eine große Fremdheit zwischen der Philosophie und den Einzelwissenschaften. Diese ist zu einem gut Teil nur natürlich; denn die möglichen Kooperationen laufen ja nur an den Rändern der jeweiligen Fächer. So sind für Sie als Einzelwissenschaftler Ihre Grundlagen gewiß eine äußerst spannende Angelegenheit; aber wenn Sie immer darauf warten oder sich zuerst darum kümmern würden, daß Ihre Grundlagen in Ordnung sind, dann hätten Sie schon längst Ihren Laden zumachen müssen. Nein, das Wohnzimmer kann schön sein, auch ohne daß der Keller aufgeräumt ist; Ihre Substanz, Ihre *Raison d'Être* liegt in dem ungeheuer reichen empirischen und theoretischen Material, welches sie gesammelt und in unzähligen Anwendungen überwiegend zum Nutzen denn zum Schaden der Menschheit zum Einsatz gebracht haben. Umgekehrt liegt die Heimat und Würde der Philosophie nicht in den von mir genannten Beispielen, sondern anderswo. Ich will zuletzt versuchen, Ihnen das ein wenig zu erklären. Die daraus resultierende Fremdheit kann ich damit nicht beseitigen; aber vielleicht kann ich damit zumindest etwas Verständnis für sie wecken.

Den Unterschied zwischen der Philosophie und den empirischen Wissenschaften kann man auf viele Weisen beschreiben. Wenn man ihn aber auf einen einzigen Nenner bringen will, so scheint mir die prägnanteste Charakterisierung die zu sein: die empirischen Wissenschaften sind allesamt Wirklichkeitswissenschaften, die Philosophie hingegen ist eine oder vielmehr *die* Möglichkeitswissenschaft; und das zieht viele gewaltige Unterschiede nach sich. In Klammer sollte ich hier anmerken, daß ich an der Konstanzer Literaturwissenschaft und dem von

ihr betriebenen Sonderforschungsbereich gelernt habe, daß man die Literaturwissenschaften auch zur Möglichkeitswissenschaft hinzurechnen sollte. Sie gehören freilich in ganz anderem Sinne dazu als die Philosophie; und insofern mag es bei meiner Charakterisierung der Philosophie als *der* Möglichkeitswissenschaft bleiben. Ich will versuchen, Ihnen den Unterschied zwischen Wirklichkeits- und Möglichkeitswissenschaft etwas zu erläutern:

Die empirischen Wissenschaften möchten wissen, wie es in der Wirklichkeit zugeht; sie möchten insofern möglichst viele, möglichst allgemeine und systematische und auch für unsere Bedürfnisse möglichst relevante Wahrheiten sammeln. Das ist ein schlichtes und hehres Ziel, welches im einzelnen freilich komplizierte Methodologien, großen Aufwand und alle Findigkeit und allen Scharfsinn, derer wir fähig sind, erfordern kann und trotzdem oft nur zu Streit und Auseinandersetzungen führt.

Aber das ist in dieser Form nicht – ich wiederhole: nicht – das Interesse der Philosophie. Für die Philosophie ist Wahrheit nur eine Modalität unter vielen. Und da es schon das erste Problem für die Philosophie ist, sich Klarheit darüber zu verschaffen, worin die einzelnen Modalitäten überhaupt bestehen, ist es eine zentrale Frage der Philosophie, was Wahrheit ist; einzelne Wahrheiten exemplifizieren das nur, aber beantworten es nicht.

Aber es gibt, wie gesagt, noch andere und ähnlich wichtige Modalitäten. Es gibt logische Wahrheiten, d.h. Aussagen die allein aufgrund ihrer logischen Form wahr sind. In Bezug auf Kunstsprachen läßt sich leicht sagen, was das heißt; in Bezug auf eine natürliche Sprache setzt es voraus, daß man deren logische Form bestimmt hat – eine schwierige und umstrittene Sache. Es gibt analytische Wahrheiten, d.h. Aussagen, die allein aufgrund sprachlicher und keiner anderen Gegebenheiten wahr sind – was die oft heftig kritisierte Voraussetzung macht, es gebe eine Bedeutungstheorie, die sprachliche und sonstige empirische Gegebenheiten einigermaßen sauber trennt. Es gibt Wahrheiten a priori, d.h. Aussagen, die wir allein aufgrund unserer epistemischen Verfaßtheit und nicht aufgrund unserer Erfahrungen für wahr halten; der Unterschied zu den analytischen Wahrheiten wurde oft als dunkel empfunden. Es gibt metaphysische Notwendigkeiten, d.h. Aussagen, die allein aufgrund der Konstitution der Gegenstände und Eigenschaften wahr sind; das ist in mancher Hinsicht die wichtigste und zugleich anscheinend am schwersten zu verstehende Modalität. Es gibt kausale Notwendigkeiten; wenn man sich mit der Antwort zufriedengeben könnte, daß das Aussagen sind, die aus den

Kausalgesetzen logisch folgen, dann hätte ich mir jahrelange Arbeiten sparen können. Und so weiter; die Liste ließe sich leicht verlängern.

Vielleicht hat Sie gerade verwirrt, daß all meine Beispiele Untermodalitäten der Wahrheit sind. Man kann es aber anders sehen. Man kann auch von analytisch determinierten Aussagen reden; die übrigen sind dann synthetische Aussagen; und die analytisch wahren Aussagen sind dann die analytisch determinierten, die wahr sind. Analoges gilt für die anderen Modalitäten. In dieser Sichtweise wird klar, daß es sich tatsächlich nicht einfach um speziellere, sondern um andere Modalitäten handelt.

Die Philosophen sind nun, wie gesagt, nicht bloß an der Wahrheit und Falschheit von Aussagen, sondern an ihrem Status hinsichtlich all der anderen Modalitäten interessiert. Es ist ganz wichtig zu sehen, daß dies einen völlig veränderten Diskurs erzwingt. Die wahrheitsorientierte Argumentationsweise ist Ihnen geläufig; aber in dem einen oder anderen Sinne über Möglichkeiten und Notwendigkeiten zu diskutieren, ist etwas ganz anderes (wenn man es ernsthaft tut und nicht wie so mancher Politiker, der gerne das Mögliche mit dem Faktischen und dem Notwendigen identifiziert, damit, philosophisch gesprochen, einem Determinismus und Fatalismus huldigt und de facto es sich auf diese Weise mit den Begründungen seiner Handlungen sehr einfach macht).

Wenn Sie herausfinden wollen, was ein Begriff, z.B. der Begriff des Wissens, genau beinhaltet, sind Sie schon im Möglichkeitsdiskurs engagiert. Da geht es nicht darum festzustellen, ob der Begriff auf diesen oder jenen Gegenstand tatsächlich zutrifft, ob also z.B. einer das und das weiß, sondern darum zu sagen, was all die tatsächlichen und möglichen Fälle auszeichnet, in denen der Begriff zutrifft, in denen z.B. einer das und das weiß; und dazu müssen Sie entlegene Möglichkeiten diskutieren. Begriffsanalysen sind ein wesentlicher Bestandteil des Möglichkeitsdiskurses.

Wenn es um die Frage geht, ob eine psychische Eigenschaft, etwa die, etwas als rot zu empfinden, dieselbe ist wie eine physische Eigenschaft, etwa die, in einem bestimmten neuronalen Zustand zu sein, dann sind Sie schon im Möglichkeitsdiskurs engagiert. Es reicht dann nicht hin, die Korrelation festzustellen, daß de facto jemand genau dann etwas als rot empfindet, wenn er in diesem neuronalen Zustand ist; vielmehr müssen Sie irgendwie begründen, daß diese Korrelation im relevanten Sinne notwendig ist. Und so weiter.

Genau genommen, sind auch Sie in den Wirklichkeitswissenschaften permanent in den Möglichkeitsdiskurs verwickelt. Sie reden häufig von Dispositionen,

Fähigkeiten und Potentialen; Sie reden, wie schon erwähnt, mit Leidenschaft von Erklärungen und von Ursache-Wirkungs-Beziehungen; Ihre Wissenschaften sind von der Rede von Wahrscheinlichkeiten ganz durchdrungen; und so weiter. Doch haben Sie so weit gute Strategien entwickelt, um über all diese Dinge in Form des Ihnen vertrauten wahrheitsorientierten Diskurses zu sprechen, ohne sich wirklich auf den Dschungel des Möglichkeitsdiskurses einzulassen.

In der Tat läßt sich Wahrheits- und Möglichkeitsdiskurs nicht so sauber auseinanderhalten, wie es meine Gegenüberstellung suggeriert. Doch ist diese Gegenüberstellung meinem Urteil nach die beste Erklärung für die Fremdheit, die zwischen der Philosophie und den Einzelwissenschaften oft herrscht. Ich mache immer wieder die Erfahrung, daß die Einzelwissenschaftler die Philosophen, und zwar gerade die gegenwartsbezogenen, wissenschaftszugewandten Philosophen, als arrogant und belehrend empfinden – als wollten sie die besseren Wissenschaftler sein und den Einzelwissenschaftlern erklären, wie sie ihre Wissenschaft anständig zu machen hätten; und ich weiß immer nicht genau, ob ich mich dabei auch persönlich angesprochen fühlen soll. Diese Klage ist teils berechtigt, teils unberechtigt. Natürlich wollen die Philosophen nicht die besseren Wissenschaftler sein; für Ihren Ausschnitt des Wahrheitsdiskurses sind Sie die Experten und niemand sonst. Doch sind die Philosophen die Experten des Möglichkeitsdiskurses und alle Einzelwissenschaftler sind es – von meiner vorherigen Qualifikation abgesehen – als solche nicht; und der Wahrheitsdiskurs ist, wie gesagt, vom Möglichkeitsdiskurs durch und durch durchsetzt. Auf diese Weise entsteht dann doch so etwas wie eine Konkurrenz. Um diese Konkurrenz in Kooperation umzuwandeln, ist zweierlei nötig: einerseits muß der Philosoph möglichst klar machen, aufgrund welcher Kompetenz er sich einmischt; andererseits müssen Sie als Einzelwissenschaftler ein Verständnis für diese spezifische Kompetenz entwickeln, d.h. die Eigenarten des Möglichkeitsdiskurses anerkennen. Diese Spannung wird für immer, fürchte ich, prekär und unangenehm bleiben; doch wird sie, ebenso lang, auch produktiv und fruchtbar sein.

Der Möglichkeitsdiskurs ist in der Tat ubiquitär. Wenn Sie nur schon von Gegenständen reden – und Sie können gar nicht anders, wenn Sie den Mund aufmachen –, so haben Sie sich schon in ihn verwickelt. Denn ein Gegenstand ist, trivialeweise, mit sich selbst identisch und von anderen verschieden; und seine Identitätsbedingungen liegen darin, welche seiner Eigenschaften er verlieren könnte, ohne seine Existenz zu verlieren, und welche seiner Eigenschaften für seine Existenz notwendig sind. Und wenn Sie nur im Wahrheitsdiskurs stehen – und das

tun Sie immer –, so ist es Aufgabe des Philosophen zu klären, welcher Modalität Sie da hinterher sind. Insofern ist die Philosophie nicht nur aufgrund wissenschaftlicher Differenzierung und anderer historischer Kontingenzen die Schwester der Wissenschaften; die Verwandtschaft hat unauflösliche sachliche Gründe. Mir ist diese Verwandtschaft immer präsent; ich möchte darum bitten und dafür werben, daß Sie auch Ihnen jederzeit bewußt ist.